



Volker Schürmann
Moderner Sport und körperliche Bildung

Vorlesung 13: Neue Bewegungskulturen

Version 2.0, Juni 2012

Inhalt

12. Bildung des Körpers in den Neuen Bewegungskulturen.....	1
12.1 Leben wir noch in der klassischen Moderne?	1
12.2 Das Beispiel Snowboarden.....	2
12.3 Die aufgeführte Gesellschaft	3
12.4 Notwendigkeit der gesellschaftstheoretischen Analyse	7

13. Bildung des Körpers in den Neuen Bewegungskulturen

Ganz offenkundig ist die Welt des Sports in den letzten Jahrzehnten vielfältiger geworden. Es sind zahllose neue Sportarten entstanden, die es z.T. gar nicht darauf anlegen – oder sogar entschieden ablehnen –, als olympische Sportart anerkannt zu werden. Die Bedeutung von Sportorganisationen und Sportvereinen hat sich geändert; seit der Ära Samaranch ist der Olympische Sport sehr viel kommerzieller geworden – so weit, dass in der Ära Rogge gelegentlich dazu aufgerufen wird, gegen sog. Auswüchse der Kommerzialisierung und des „Gigantismus“ vorzugehen.

Entsprechend der Leitthese der Vorlesung soll jetzt gefragt werden,

- a) welche typischen zeitgenössischen Veränderungen man im Felde des ›Sports‹ (falls man das noch so nennen kann) ausmachen kann;
- b) ob und in welchem Sinne diese Veränderungen typisch (oder seismographisch nutzbar) sind für gesamtgesellschaftliche Veränderungen;
- c) letztlich: ob wir noch in der Moderne leben, oder ob sich nicht gerade ein Epochenwandel vollzieht oder gar schon vollzogen hat – sei es hin zu einer qualitativ neuen Phase der Moderne, sei es hin zu einer post-modernen Epoche.

13.1 Leben wir noch in der klassischen Moderne?

- i) Bisher: lange Rede über die Moderne; z.T. sehr alte Inhalte, und schon deshalb: Leben wir eigentlich noch in der Epoche der Moderne? Oder schon in einer anderen? Oder mindestens im Übergang? – Wichtige Aspekte:
 - Ende 2. Weltkrieg; [Gründung der UNO](#)
 - all die Prozesse, die wir unter dem Titel [Globalisierung](#) thematisieren: Es wird *immer weniger* möglich, *beliebige* Vorgänge als *lediglich von lokaler* Bewandtnis zu beschreiben

- die Debatten um die sog. **Postmoderne**
- die genannten **Veränderungen im Bereich des Sports**
- **Etablierung des Internet** als gänzlich neues Kommunikationsmedium; nicht einfach nur ein neues, ganz anders funktionierendes, effektiveres Mittel/Werkzeug der Kommunikation, sondern die Art und Weise unserer Kommunikation ändert sich

Biotechnologien: Eingriffe in die Natur des Menschen selber

- ii) Relevanz dieser Frage für den Sport? Relevanz für das, was Erziehung und Bildung ist?

Sport und Erziehung/ Bildung sind historische Phänomene; genauer: auszugehen ist nicht nur vom historischen Wandel der Bedingungen, unter denen sich ein vermeintlich ahistorisch Selbiges (z.B. Sport) je unterschiedlich realisiert (Universalgeschichte), sondern darüber hinaus auch von einer Historizität dessen, was das *Verständnis* des untersuchten Phänomens, und damit dessen Kern, ausmacht (Kulturgeschichte). Beispiele für solche kulturgeschichtliche Betrachtungen: Sport der Moderne ≠ antike Gymnastik; in der Antike gab es keinen Begriff vom Individuum; im Mittelalter gab es keine Kindheit. Im selben Sinne: Gibt es heute noch *Olympischen* Sport (im Sinne des klassischen Olympismus)?

- iii) Eine Art Lackmustest: Welche Rolle spielt *Fairness* im zeitgenössischen (Olympischen) Sport? – Für den klassischen Olympismus ist Fairness konstitutiv (s. Vorlesungen 1-9). Ist Fairness heute nur noch ein ideologisches Deckmäntelchen? Ist heutzutage nicht längst klar, dass es *primär* um Erfolg geht, *statt* darum, diesen Erfolg auf faire Weise zu erreichen?

Unterpunkt: **Relevanz** der Art und Weise der **Epochenbestimmung!** Wer die Moderne an die industrielle Revolution und darüber vermittelt an das Prinzip der Leistungssteigerung bindet, der würde bei einem Befund *Erfolg vor Fairness* lediglich eine konsequente Entwicklung des *modernen* Sports diagnostizieren. Wer dagegen die Moderne an die Menschenrechtserklärungen resp. an die Staatsbürgerschaft bindet, der würde bei einem Befund *Erfolg vor Fairness* einen Bruch mit dem Prinzip der Moderne, mindestens mit ihrem Versprechen, diagnostizieren.

Was aber ändert sich denn in den letzten Jahren und Jahrzehnten im Bereich der Körper- und Bewegungskultur? – Im Folgenden einige ausgewählte Diagnosen.

13.2 Das Beispiel Snowboarden

Olympia „nimmt dir alle Freiheit“. Mit diesem Satz ist ein Interview überschrieben, dass Terje Haakonsen der *Süddeutschen Zeitung* gegeben hat (SZ v. 21./22.1.2006, S. 39; interviewt von Th. Hahn). Im Blick hat er dabei zunächst und vor allem, eine mangelnde „Freiheit“, sich selber eigenständig zu vermarkten. Das Motto ist: Wenn der Sport schon ein Geschäft ist, dann auch richtig. In dieser Hinsicht wird der Olympiabetrieb dann wie eine Art Tanker beschrieben, dem die je eigene Flexibilität

entgegengestellt wird. Zu den typischen Bremsen gehöre zum Beispiel das an Nationalitäten orientierte Format, das in einer globalisierten Welt „alte Schule“ sei.

Haakonsen thematisiert allerdings auch andere Aspekte mangelnder Freiheiten, nämlich Einschränkungen persönlicher Entfaltungsspielräume. Das fängt beim Wohnen im Olympischen Dorf an – „Warum müssen Leute wie in Militärlagern untergebracht sein?“ –, macht sich aber auch und vor allem an der Art der Wettkämpfe fest: „Die freie Szene fährt ganz andere Formate.“ Die Freerider täten das, „was wir wirklich Snowboarden nennen“. Es sei eine Art, die sehr viel stärker als Olympia darauf ausgerichtet sei, den jeweiligen Augenblick, den Wettkampf hier und jetzt, zu erleben – „es zu nehmen, wie es kommt“.

Die vielleicht wichtigste Frage an Haakonsen lautet: „Sind Sie nun ein Idealist oder ein Geschäftsmann?“ Will sagen: Ist die mangelnde Freiheit, die Haakonsen beklagt, letztlich und im entscheidenden Kern lediglich ein anderer Name dafür, dass er es geschafft hat, sich erfolgreicher zu vermarkten als er es bei Olympia geschafft hätte? Oder sind auch die anderen Äußerungen ernst zu nehmen? Könnte man an den Bewegungsvollzügen selber zeigen, dass es sich um ein anderes Verständnis von Sport handelt? Oder stilisiert Haakonsen den Gegensatz lediglich, weil auch das noch gut für die Vermarktung ist? – „Ich möchte eben Fortschritt sehen, keine Formate, die für die nächsten fünfzig Jahre feststehen. Die Leute wollen die Freiheit, ihren Stil auszudrücken. [...] Das ist nicht meine Party. [...] Klar kann ich den Wert sehen. Aber ich will nicht das Schaf sein, das dem Rest der Herde folgt.“

13.3 Die aufgeführte Gesellschaft

Der 2004 von Gebauer et al. vorgelegte Band *Treue zum Stil. Die aufgeführte Gesellschaft* verbindet eine empirische Analyse verschiedener Bewegungskulturen mit einer theoretisch geleiteten Gesellschaftsdiagnose. Ausgangspunkt sind deutliche Veränderungen in den ›sportlichen‹ Praktiken, wie sie etwa oben am Beispiel des Snowboardens aufgezeigt wurden. Folgt man den Autoren des Bandes, so können solche Veränderungen, wenn auch etwas plakativ, wie folgt verallgemeinert werden: In den 60er Jahren wurde Sport „als Wettkampf- und Breitensport in einer idealen Welt von genormten Hallen, Stadien, Schwimmbecken und Spielfeldern betrieben. Um zu diesen Orten der Stoppuhren, Bandmaße, Regelbücher und Ergebnislisten Zugang zu haben, musste man Mitglied eines Vereins werden oder Eintritt bezahlen.“ (Gebauer et al. 2004, 10) Heute dagegen präge „das Schauspielhafte die sozialen Beziehungen“ (ebd. 11). Zur genaueren Analyse wurden mittels qualitativer Forschungsmethoden empirische Fallanalysen durchgeführt, und zwar in den drei Feldern Handball, Triathlon und Inlinehockey. Diese Auswahl erfolgte in der Vermutung, dass sich alte und neue Sportpraktiken nicht ausschließend gegenüberstehen, sondern sich wechselseitig herausfordern. Der ausgewählte Handballverein steht für ein „typisches Beispiel einer gelungenen Tradierung“ dessen, was es „mindestens schon seit 40 Jahren gibt“ (ebd. 19). Der Triathlon lasse „ein heterogenes Klientel zwischen altem Sportverständnis und neuartiger Suche nach extremen Leistungen erwarten“ (ebd.), während das Inlinehockey „von den Institutionen des Sportvereins noch weiter entfernt“

sei und „der Gesichtspunkt des Stils alle Erwägungen, insbesondere die Einschätzung der Regeln“ dominiere (ebd. 20).

Der Band zeigt dann Unterschiede der jeweiligen Bewegungskulturen hinsichtlich der „Spiel-Räume“ (Kap. 2), des praktizierten Gemeinschafts-Verständnisses (Kap. 3), der sozialen Stellung (Kap. 5) sowie des praktizierten Stils (Kap. 6) auf. So steht beispielsweise der Handball für den „geronnenen“, der Triathlon für den „überschrittenen“ und das Inlinehockey für den „verflüssigten“ Raum. Das typisierte Gemeinschafts-Verständnis lässt sich im Handball auf die Formel „unter dem Dach des Vereins“ bringen, während im Triathlon von einer „Gemeinschaft der Individualisten“ und beim Inlinehockey von „Ad-hoc-Gemeinschaften“ gesprochen werden kann. Besondere Aufmerksamkeit verdient das Kap. 4 *Gleiten, Rollen, Schweben* zu unterschiedlich praktizierten Techniken. Hier ist die Rede von der Bildung des Körpers sehr wörtlich zu nehmen. Es geht nämlich darum, ob und inwiefern sich die Unterschiede zwischen den klassischen Sportarten und den neuen Bewegungskulturen an den tatsächlich vollzogenen Körperbewegungen festmachen lassen.

Dieses Kapitel betont freilich nicht so sehr die Unterschiede zwischen diesen drei Bewegungskulturen als vielmehr das ihnen tendenziell Gemeinsame im Vergleich zu den traditionellen Sportarten. Es sind im Wesentlichen drei Aspekte, die unter den Überschriften Technik als Gegen-Stand, Technik als Selbststeigerung, Technik als Selbsterfahrung, Technik als Risiko und Technik als Mimikry herausgestellt werden:

- die Rolle der technischen Geräte in diesen neuen Bewegungstechniken;
- das Verhältnis zum eigenen Körper;
- die Rolle von Risiko und Wagnis.

In all diesen Hinsichten verlagern sich – so die Autoren – „im Vergleich zum traditionellen Sport [...] die Schwerpunkte“ (Gebauer et al. 2004, 80). Wesentliche Aspekte dessen zeigen sich an der Rolle der Spiel- und Sportgeräte. In den Neuen Bewegungskulturen gehe es nicht primär um die funktionalen Qualitäten der Geräte, sondern immer auch um deren ästhetische, kommunikative und emotionalen Qualitäten. Oder zugespitzt gesagt: Die funktionalen Qualitäten des jeweiligen Sportgeräts dienen nicht lediglich als Mittel, eine messbare Leistung zu optimieren, sondern sie werden nunmehr vor allem in ihrer eigenen Genussqualität geschätzt. Als einen symptomatischen Beleg zitieren die Autoren die Aussage eines Triathleten, genannt Uwe: „Mit einem besseren Rad kann man eben da und dort noch ein bisschen Zeit sparen, noch rausholen, ob das nun im Ziel nachher wirklich so wichtig ist, das ist eine ganz andere Frage, aber vom Gefühl her ist es einfach toll. Ich setz mich auf mein Rad und es macht mir einfach Spaß, wenn ich’s angucke, und ich find’s einfach geil, wenn ich da drauf sitze und durch die Gegend rase, weil irgendwo die Geometrie des Rades, die stimmt.“ (zit. n. ebd. 73)

Die Betonung liegt hier darauf, dass der Umgang mit dem Fahrrad als solcher einen zentralen Aspekt der Bewegungskultur ›Triathlon‹ ist, unabhängig davon, ob dieser Aspekt dazu beiträgt, den Wettkampf zu gewinnen. In der Tendenz – so kann man die Autoren verstehen – werde der Vollzug der Bewegungstechnik (einschließlich des technischen Gerätes) die Quelle, die dem eigenen Tun Sinn verleiht, und nicht primär das Erreichen eines Erfolgs im Wettkampf.

Dem korrespondiert, dass diese Neuen Bewegungskulturen nicht lediglich sportive Kulturen im engeren Sinne sind, sondern dass sie Vermischungen und Gemengelagen bilden mit anderen Kulturen, die davon traditionell getrennt waren, vor allem denen der (Pop-)Musik und der Mode. Die neuen Bewegungstechniken sind „zugleich in dicht geknüpfte, symbolisch-ästhetische Netze aus Popkultur, Lifestyle, Fashion, Körperkult und Expertendiskursen verflochten“ (Gebauer et al. 2004, 72).

Die veränderte Rolle des eigenen Körpers und die von Risiko und Wagnis haben einen gemeinsamen Kern. Dort, wo es primär darum geht, möglichst effektiv ein Ziel zu erreichen, sprich: einen Wettkampf zu gewinnen, dort geht es primär darum, seinen Körper in *dem* Sinne zu beherrschen, dass er möglichst kontrolliert das ›ausführt‹, was im Sinne der Effektivität nützlich und gewollt ist. In der Tendenz bedeutet das, die eigenen Bewegungsvollzüge weitgehend zu operationalisieren, sprich: Routinen zu entwickeln. Das Gegengewicht bildet dort allein, dass solcherart Routinen nicht auch für den Gegner zu leicht und zu schnell berechenbar werden. Das Anliegen einer effektiven Beherrschung selber steht dadurch nicht in Frage. In den Neuen Bewegungskulturen ist das tendenziell anders. Dort, wo es auch um den Vollzug der Bewegungstechnik als solcher geht, wird ein Bewegungsvollzug tendenziell langweilig, wenn er als Routine beherrscht wird. Dort geht es vielmehr darum, sich auf dem „schmalen Grat zwischen der Auslieferung an die Situation und ihrer Kontrolle“ zu bewegen und zu halten. – Das von den Autoren genannte Beispiel des Zeitfahrens bei der Tour de France – bzw. die Interpretation des Unterschieds durch „Uwe“ – macht diesen Aspekt anschaulich (vgl. ebd. 74). Dahinter steckt eine andere Idee von *individueller* Leistung. In den traditionellen Sportarten musste die Ausgangssituation so normiert wie irgend möglich sein, damit sichergestellt ist, dass die eigene Leistung des Athleten oder der Athletin über Sieg und Niederlage entscheidet. Im angegebenen Beispiel heißt das u.a.: Alle fahren mit dem gleichen Rad. Für „Uwe“ macht dieser Aspekt gerade die Langweiligkeit aus. In den Neuen Bewegungskulturen geht es eher darum, die Situation selber möglichst stark zu variieren, um dann zu sehen, ob und wie man selber noch mit dieser Situation umgehen kann. – Man will solche (wechselnden) Situationen *gut* beherrschen, und was das heißt, ist durchaus mit dadurch festgelegt, wie andere mit dieser Situation zurecht kommen, aber die Idee der eigenen Leistung hängt nicht in einem direkten Sinne an dem Leistungsvergleich (eine für alle gleiche Situation besser als der Konkurrent zu meistern). Oder auch: „Während der Leichtathlet die Verfälschung der Leistung durch den Wind fürchtet, weil die Zurechenbarkeit von Leistungen gefährdet erscheint, schätzt es der Inlineskater dagegen, wenn er ihm ins Gesicht bläst.“ (ebd. 78)

Dass es in den Neuen Bewegungskulturen immer auch darum geht, die Situation als solche zu variieren bzw. zu verunsichern, um sich in verunsicherten und wechselnden Situationen zu erfahren und zu bewähren, kann man nun geradezu symptomatisch und metaphorisch an den neuen Techniken des Gleitens, Rollens und Schwebens ablesen bzw. an ihnen fest machen. Hier nämlich „[werden] erworbene Sicherheiten – der feste Stand, das sichere Gehen, der solide Grund – mit Absicht suspendiert. Im Aufsuchen von Situationen der Verunsicherung und Überraschung

tritt das handelnde Subjekt [= die Person] aus vorhersehbaren Bewegungsabläufen heraus.“ (ebd. 79)

Insgesamt postulieren die Autoren, dass „[sich] in den neuen Spielen ein qualitativer Wandel im Verhältnis von Körper und Technik [vollzieht]“ (ebd. 81). – Gemessen an dem bisher Dargestellten, ist das eine etwas gewagte These, denn bis dato war noch kein Kriterium genannt, das aus einer Schwerpunktverlagerung und aus tendenziellen Veränderungen einen *qualitativen* Unterschied macht. Es mag so sein, dass ein Stabhochspringer seinen Glasfaserstab und eine Schwimmerin ihren Funktionsanzug nicht um dessen ästhetische, sondern um dessen funktionale Qualitäten schätzt (vgl. ebd. 82, Anm. 5); aber was wäre denn, wenn man andere ›traditionelle‹ Sportarten wählt wie etwa das Skifahren!? Ist dann schon so klar und ausgemacht, dass es dort nicht auch um ein „Gleiten“ und um Verunsicherungen von Situationen geht? Ist es schon so ausgemacht, dass das Skifahren tatsächlich „langweiliger“ ist als das Snowboarden (vgl. ebd. 83, Anm. 7)?

Es braucht ein zusätzliches Argument, um die aufgezeigten Änderungen der Neuen Bewegungskulturen im Vergleich zu den traditionellen Sportarten tatsächlich als einen qualitativen Wandel auszuweisen. Dazu wird es nötig sein, diesen Wandel in den Bewegungskulturen in einen gesamtgesellschaftlichen Wandel einzubetten. Die These von einem *qualitativen* Wandel innerhalb der Bewegungskulturen wird ohne Gesellschaftstheorie nicht begründbar sein – so jedenfalls die Vermutung. Freilich wird das keine Einbahnstraße sein, wenn denn die These richtig ist, dass man an einem Wandel der Bewegungskulturen durchaus symptomatisch einen Wandel der Gesellschaft aufzeigen kann.

Die besondere Pointe des Bandes von Gebauer, Alkemeyer, Boschert, Flick und Schmidt liegt darin, dass er Veränderungen im Bereich der Bewegungskulturen, der Gesamtgesellschaft und nicht zuletzt im Bereich der Wissenschaften aufeinander bezieht. Die verbindende Klammer ist das Theorem der „aufgeführten Gesellschaft“, das bestimmte neuere Umstellungen wissenschaftlicher Konzepte (Performanz statt feststellbare Identität) auf die Analyse gesellschaftlicher Prozesse bezieht. Genutzt wird das Metaphernfeld des Theaters (vgl. Drewes 2010): So wie eine Theateraufführung nicht einfach ein gegebenes Drehbuch ratifiziert, sondern ein Theaterstück der (performative¹) Vollzug der Aufführung selbst *ist*, so sind gesellschaftliche Prozesse eben nicht als bloße Realisierungen eines vor-geschriebenen Drehbuches, sondern in Analogie zu einer Aufführung zu denken.

Hinsichtlich der in diesem Band dargestellten Forschungen zeigt sich das als wechselseitige Abhängigkeit von (verändertem) Wissenschaftsverständnis, gesellschaftstheoretischer Diagnose und empirischer Fundierung. Man muss bestimmte Grundannahmen schon getroffen haben, um in empirischen Analysen das sehen zu

¹ Der Terminus *Performanz* kommt ursprünglich aus einem bestimmten sprachphilosophischen Ansatz, nämlich der sog. „Sprechakttheorie“. Dort wurde unter dem Namen „performative Sprechakte“ die Aufmerksamkeit auf solche Sätze gelenkt, die nicht nur anderes Tun sprechend begleiten bzw. kommentieren, sondern die als gesprochene Sätze selber Handlungen sind – z.B. der Satz „Ich taufe Dich auf den Namen Lieselotte“. Dieser Satz *ist* der Vollzug der Taufe.

können, was dort gesehen wird. In diesem Sinne muss man die gesellschaftsdiagnostische Funktion der veränderten Sportpraktiken schon postulieren, um sie dann empirisch untersuchen und ggf. bewähren zu können.

13.4 Notwendigkeit der gesellschaftstheoretischen Analyse

In einem 2003 erschienenen Aufsatz haben zwei der an der obigen Studie beteiligten Autoren den Zusammenhang zwischen Gesellschaftstheorie und Analyse der Neuen Bewegungskulturen gesondert thematisiert (Alkemeyer/ Schmidt 2003). Dieser Aufsatz macht – ganz unabhängig von den konkreten Aussagen – auf verschiedene Aspekte dieses Zusammenhangs aufmerksam.

1. Es ist keineswegs als solches schon klar oder gar unstrittig, dass man an den Bewegungskulturen typische Phänomene und Strukturen der jeweiligen Gesellschaft aufzeigen kann. Das kann man, wenn überhaupt, nur mit ganz bestimmten Ansätzen von Gesellschaftstheorie. – Alkemeyer und Schmidt beziehen sich dazu auf die Theorie von Bourdieu. Das zu tun, ist keineswegs zwingend – es gibt durchaus Alternativen, z.B. Elias oder Foucault–, aber das ist nicht beliebig austauschbar. Ein solcher Ansatz von Gesellschaftstheorie muss willens und in der Lage sein, ›Gesellschaftliches‹ auch an körperlichen Bewegungspraktiken zu sehen und zu analysieren (und z.B. nicht nur an Institutionalisierungen, an Formen der Gemeinschaftsbildung etc. pp.). Hier liegt eine ganz eigenständige Relevanz der Sportsoziologie für eine allgemeine Soziologie – d.h. an dieser Stelle ist die Sportsoziologie mehr und anderes als lediglich auf den Sport angewandte allgemeine Soziologie.

2. Auch innerhalb derjenigen Gesellschaftstheorien, die überhaupt willens und in der Lage sind, Gesellschaftliches an den Bewegungskulturen zu sehen, gibt es gravierende und wichtige Unterschiede – z.B. hinsichtlich dessen, wie diese Theorien das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft, von Selbst- und Fremdbestimmtheit konzipieren, oder auch, welches Verständnis von Freiheit sie haben. – Alkemeyer und Schmidt zeigen dies exemplarisch anhand der Diskussion zwischen Bourdieu und Foucault.

3. Letztlich ist dann eine konkrete Gesellschaftstheorie verlangt, die in der Lage ist, die Veränderungen der Bewegungskulturen als Symptome für eine *bestimmte* (gesamt-)gesellschaftliche Veränderung zu interpretieren. Dies freilich nicht im Sinne einer fix und fertig gegebenen Gesellschaftstheorie, die dann nur noch auf den Bereich der Bewegungskulturen angewandt werden müsste, sondern aus der Sache heraus komplizierter: Die Bewegungskulturen sind ja ihrerseits Teil der Gesamtgesellschaft, so dass es ein solches lediglich anzuwendendes Vorab-Schema gar nicht geben kann. Vielmehr muss die gewählte Gesellschaftstheorie die Veränderungen im Bereich der Bewegungskulturen interpretieren können und muss zugleich durch die Änderungen dort in ihrer Grundaussage irritierbar und somit veränderbar bleiben.

Alkemeyer und Schmidt stellen hier einen Zusammenhang her zwischen jenen oben aufgezeigten Veränderungen in den Bewegungskulturen und den in den Feldern

Politik und Ökonomie unserer Gesellschaft propagierten Anforderungen, so dass – etwas zugespitzt formuliert – in den Neuen Bewegungskulturen diejenigen Individuen geformt werden, die in Politik und Ökonomie gefragt sind und sich in den Neuen Bewegungskulturen diejenigen Individuen formen, die für die Akzeptanz und Durchsetzungsfähigkeit jener Anforderungen bereit stehen. Sich in verunsicherten Situationen *selbst* zu bewähren, hat seinen bewegungskulturellen, ästhetischen, emotionalen Reiz – und ist zugleich in hohem Maße gesellschaftlich funktional in einer Gesellschaft, die zunehmend die Verantwortung des Einzelnen für seine zukünftige Rente, seine aktuellen Krankenkassenkosten, seinen Bildungsweg etc. propagiert.

In den Worten der Autoren:

„Die wichtigste Vorsilbe in den Kennzeichnungen der neu entstehenden Grundform der Arbeitskraft ist ›Selbst-‹: Selbststeuerung, Selbstorganisation, Selbstverantwortung, Selbstökonomisierung, Selbstintegration etc.; dies alles in Verbindung mit einer aktiven Vermarktung des Selbst durch performative Strategien der Selbstdarstellung und –inszenierung. Damit steigt zugleich die ökonomische und existentielle Relevanz aller auf Selbstformung, Selbstveränderung und Selbstverbesserung ausgerichteten Körper- und Kulturtechniken. Im kulturellen Raum der Spiele werden – abgetrennt von den ›Ernstbereichen‹ des Lebens, die ihren Erwerb erforderlich machen werden – Modelle eines unternehmerischen Selbst *vorgeahmt*, dessen ›Fitness‹ darin besteht, sich in Permanenz zu transformieren, neu zu erfinden und flexibel auf Überraschungen und Unsicherheit zu reagieren. Die aktuellen Transformationen des Sozialen stehen in einem engen Bezug zu diesen Entwicklungen in den Spiel-Welten, sie folgen ihnen geradezu mustergültig nach. Gleichsam über Nacht werden auf diese Weise spielerisch vorweggenommene, neue Körper-, Subjektivitäts- und Selbst-Gestaltungen als hegemoniale Formen etabliert.“ (Alkemeyer/ Schmidt 2003, 98; zum Begriff des „unternehmerischen Selbst“ vgl. auch Bröckling 2007)